

Klaus Hänsch

KONTINENT DER HOFFNUNGEN

Mein europäisches Leben



Bildnachweis

S. 21, 65, 82, 103: Europäisches Parlament.

Alle übrigen Abbildungen: Privatbesitz des Autors.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

978-3-8012-0420-4

Überarbeitete u. erw. Taschenbuchausgabe der Originalausgabe 2010

Copyright © 2011 by

Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH

Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Lektorat: Alexander Behrens

Umschlag: Hermann Brandner, Köln

Umschlagfoto: Marc Darchingner

Satz: Just in Print, Bonn

Druck und Verarbeitung: CPI - Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2011

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhalt

7	VORWORT
11	PRÄGUNGEN
11	Herkunft
16	Grenzen
20	Perspektiven
26	Vor Ort
31	DAS PARLAMENT: OHNE VORBILD
31	Ganz schön fremd ...
36	... und doch ein richtiges Parlament
39	Anfänge und Anfänger
47	Wahlen und Kampagnen
60	Sozialdemokraten auf dem Wege
65	Großer Wurf und kleine Schritte
73	Gesetzgeber und Integrator
81	PRÄSIDENT: MEINE ZEIT
81	Gewählt
86	Reformen
90	Begegnungen
95	Gedenken und Gedanken
99	Die Kommission wird eingesetzt ...
105	... und zum Rücktritt gezwungen
109	Strategien für mehr Macht
113	Gipfelblicke
121	ERWEITERUNGEN: DAS GANZE UND DAS GROSSE
121	Der Anfang
123	Im Osten dämmert es

125	Deutschland in der Mitte ...
135	... muss die Mitte halten
141	Die Wiedervereinigung Europas
152	Kleineuropa, Großeuropa, kein Europa?
156	Union oder Raum
161	DIE VERFASSUNG: EUROPA IN FORM BRINGEN
161	Ein historischer Tag
164	Das Präsidium
168	Der Konvent
173	Leitentscheidungen
180	Rote Linien
185	Es wird ernst
188	In der Krise
190	Der Entwurf
194	Die Großen und die Kleinen
197	Vom Geist der Verfassung
200	Vom Nachgeben und Gewinnen
205	Vom Konvent nach Lissabon
217	WOHER – WOHIN?
217	Demokratie
224	Identität
233	Selbstbehauptung
247	NACHWORT ZUR TASCHENBUCHAUSGABE
	ANHANG
255	Dank
257	Zeittafeln
269	Personenregister

*»Von Europa weiß offenbar niemand Genaues.«
(Herodot, fünftes Jahrhundert v. Chr.)*

Europa ist ein Wagnis. Politisch ist es noch immer ein weithin unbekannter Kontinent. Wer ihn betritt, entdeckt anderes als er gesucht hat. In den vergangenen drei Jahrzehnten haben tektonische Verschiebungen seine Gestalt grundlegend verändert. Und während ich dieses schreibe, kündigt das Beben um die europäische Währung neue Veränderungen an.

Als ich 1979 zum ersten Mal in das Europäische Parlament gewählt wurde, war die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft wenig mehr als eine Zollunion. An ihren Auftrag, einen Binnenmarkt zu schaffen, hatte sich noch niemand gewagt. Es gab die Gemeinsame Agrarpolitik, aber nicht die Spur einer gemeinsamen Politik zum Schutz der Umwelt und der Verbraucher, zum Aufbau von Infrastruktur in den Regionen und für den transkontinentalen Verkehr.

Im Kalten Krieg der Weltmächte duckte sich die EWG in den Windschatten der USA. Deutschland und Europa waren geteilt. Für die Menschen im Westen stand die Einigung Europas für Frieden, Versöhnung und Wohlstand, wenn auch hier und da schon verschattet von Sorgen über wachsende Euroskepsis und Klagen über anhaltende »Eurosclerose«.

Dreißig Jahre später ist die Spaltung Europas überwunden. Die Jahrhunderte alte »deutsche Frage« hat eine für Deutschland und alle seine Nachbarn gültige Antwort gefunden. Der Europäischen Union gehören fast alle Staaten an, die es wollen. Sie ist größer und zugleich stärker geworden. Der Binnenmarkt ist geschaffen, die europäische Währung in der Mehrzahl der Mitgliedstaaten eingeführt. In der Außen- und Sicherheitspolitik findet die Europäische Union immer häufiger zur Gemeinsamkeit.

Ende 2009 ist mit dem Vertrag von Lissabon die größte Reform der Union seit ihrer Gründung in Kraft getreten. Die Europäer stehen gemeinsam vor Herausforderungen von globaler Dimension und durchwir-

ken zugleich ihre Debatten mit Misstrauen gegen »die in Brüssel« und mit Zweifeln an der Zukunft der Union.

Dem erfolgreichsten Zusammenschluss für Frieden und Wohlstand in der Geschichte Europas ist es bisher nicht gelungen, die Masse der Europäer auch emotional an sich zu binden. Politiker, Medien und Bürger setzen die Union täglich dem Eiseshauch ihrer Kritik aus – und vertrauen doch geradezu blind darauf, dass sie dabei nicht an einer Lungenentzündung stirbt. Jeder Einigungsfortschritt, ob die Vollendung des Binnenmarkts, die Erweiterungen, die Währungsunion oder der Verfassungsvertrag, jede auch nur halbwegs bedeutende Richtlinie oder Verordnung schob eine Welle aus Angst und Empörung vor sich her – die nach einiger Zeit wieder verebbte.

Die Europäische Union stammt nicht von einem anderen Stern. Millionen Menschen auf dem kriegszerstörten und hasserfressenen Kontinent haben sie erträumt, weitsichtige und mutige Staatsmänner mit ihrem Aufbau begonnen. Sie gründeten ihr Werk auf eine Idee und eine Organisation. Die Idee der Einigung Europas hat seither kaum etwas von ihrer Anziehungskraft verloren, die Organisation in einer Union erscheint zunehmend als lästig, manchmal sogar abstoßend.

Von außen und ferne mögen die Institutionen in Brüssel, Straßburg und Luxemburg kalt und abweisend erscheinen, im Innern sind sie voll menschlichen Lebens. Auch dort wird Politik nicht von Apparaten gemacht, sondern von Männern und Frauen mit Engagement und Sachverstand, manchmal auch mit Gleichgültigkeit und Unverstand. Nicht anders also als anderswo auch.

In den vergangenen dreißig Jahren haben größere und kleinere Reformen die Aufgaben und Kompetenzen der Institutionen der Union verändert, am umfassendsten das Europäische Parlament. Jede Reform der Verträge machte es stärker. Anfangs diskutierte es Resolutionen, heute beschließt es Gesetze. Es ist zu einer einzigartigen Vertretung der Bürgerinnen und Bürger in der ersten transnationalen Demokratie der Welt geworden.

Als Präsident dieses ebenso sonderbaren wie wunderbaren Parlaments habe ich, in der Reihe meiner Vorgänger und Nachfolger stehend, daran mitgewirkt, es zu dem zu machen, was es heute ist. Darüber hinaus hat mich meine Arbeit in den Ausschüssen des Parlaments mit fast allen großen europäischen Themen der vergangenen drei Jahrzehnte in Berührung gebracht – mit den Vertragsreformen, Erweiterungen, außen- und sicherheitspolitischen Gemeinsamkeiten und Divergenzen, nicht zuletzt auch

mit der Einbettung der Wiedervereinigung Deutschlands in die Europäische Union

Im Verfassungskonvent habe ich als Vertreter des Europäischen Parlaments dem Präsidium angehört. Ich war in diesem Führungsgremium der einzige Deutsche und kann über die Grundvorstellungen und Entscheidungen berichten, mit denen es die beispiellose Arbeit des Konvents an dem Entwurf eines »Vertrages über eine Verfassung für Europa« geleitet hat. Er ist als Vertrag von Lissabon Grundlage und Rahmen für die Politik der Union geworden.

Über viele Jahre war ich als stellvertretender Vorsitzender der Fraktion an der Formung und Formulierung sozialdemokratischer Positionen im Parlament beteiligt. In Deutschland habe ich sechs Europawahlkämpfe bestritten, zwei davon als Spitzenkandidat der SPD. Ich habe an Wahlkämpfen in anderen Ländern teilgenommen, in Finnland, Ungarn und Polen um eine Mehrheit in den Volksabstimmungen für den Beitritt zur Union gekämpft, in Frankreich für die Annahme des Vertrages von Maastricht und des Verfassungsvertrages gestritten. Das waren in Deutschland und allen anderen Mitgliedstaaten ungezählte Reden, Vorträge, Diskussionen, Interviews, Bürgergespräche mit Informationen, Argumenten und Emotionen – ein ständiges Ringen um Verständnis und Zustimmung.

Meine Ämter und Aufgaben haben mich mit vielen bedeutenden Zeitgenossen aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Europas und der Welt zusammengebracht. Neben der aktuellen europäischen Politik ging es in den Gesprächen immer wieder auch darum, was Europa denn jenseits von Marktmaximierung und Brüsseler Institutionen zusammenhält und wozu wir Europa einigen. Mancher meiner Gesprächspartner ließ mich von außen auf Europa blicken und darüber nachdenken, was es denn immer noch zu etwas Besonderem in der Welt macht.

Von alledem handelt dieses Buch. Ich schreibe es als deutscher Europapolitiker, der dreißig Jahre lang dabei war, nicht als Historiker oder juristischer Kommentator, aus der Sicht eines Parlamentariers, nicht eines Mitglieds des Rates, der Kommission oder einer Regierung. Die gängigen Missverständnisse, Klischees und Vorurteile über »Europa« haben meine Arbeit als Hintergrundrauschen begleitet, ihre Widerlegung ist jedoch nicht mein Thema.

Das Buch folgt nicht dem Kalender. Es schildert Abschnitte und Ereignisse aus meinem europäischen Leben und verknüpft die Schilderung meiner Absichten und Einsichten mit denen anderer Akteure in Parlament,

Rat und Kommission. Es beschreibt nicht Institutionen, sondern versucht das Denken und Handeln der Menschen in ihnen zu erklären. Und es erinnert an einige der zahlreichen Häutungen, die das Aussehen und das Ansehen der Union in Europa und in der Welt verändert haben.

Es ist dieses alte Werden, das mich angezogen und nicht mehr losgelassen hat – und das mich nun treibt, darüber zu schreiben. Auch das ist ein Wagnis.

*»In weiten Gebieten starren ungeheure Massen zitternder menschlicher Wesen gequält, hungrig, abgehärmt und verzweifelt auf die Ruinen ihrer Städte und Behausungen und suchen den düsteren Horizont angestrengt nach einer neuen Gefahr, einer neuen Tyrannei oder einem neuen Schrecken ab.«
(Winston Churchill, 1946 in Zürich)*

Herkunft

Wir kamen von Osten. Der Hubschrauber der polnischen Streitkräfte war seit über zwei Stunden von Warschau aus westwärts unterwegs. Hinter mir lag mein erster Besuch als Präsident des Europäischen Parlaments in der polnischen Hauptstadt. Unter mir zogen vorfrühlingsfeuchte Felder und spätwintergraue Wälder vorbei, hier und da ein Dorf, eine kleine Stadt, schließlich die Oder. Im Lärm des Motors hat meine Begleitung längst alle Verständigungsversuche eingestellt. Das gibt Gedankenfreiheit.

Endlich Sinkflug. Aufsetzen auf einem ehemaligen Militärflugplatz. Hinter Baumgruppen, scherschnittgleich vor einem rosa Abendhimmel, die Laternen und Zwiebelhauben der beiden Rathaustürme, ein Kirchturm, der Wasserturm. Die Silhouette bekräftigt eine blasse Erinnerung. Ich bin in Sprottau gelandet. In der kleinen schlesischen Stadt am Bober wurde ich geboren. Sie heißt heute Szprotawa und ist polnisch.

Der Empfang ist ernst, in seiner Steifheit seltsam anrührend. Der Bürgermeister, der Woiwode, andere Honoratioren aus Stadt und Woiwodenschaft bilden mit ihren Ehefrauen ein Spalier. Händeschütteln, Blumensträuße. Hinter einer Polizeieskorte fahren wir langsam in die Stadt. Mehr und mehr Menschen am Straßenrand. Am Wege Bruchstücke einer Erinnerung aus frühen Kindertagen.

Endlich das Rathaus. Auf den Stufen zum Eingang wende ich mich zurück. Vereinzelt Klatschen zunächst, dann prasselnder Beifall. In der hereinbrechenden Dämmerung stehen auf dem Platz vor dem Rathaus wohl über tausend Menschen und bereiten dem Präsidenten des Europäischen Parlaments, dem Sohn der Stadt, die einst die seine war und heute die ihre ist, einen bewegenden Empfang.

Am nächsten Morgen offizielle Ehrungen durch Stadt und Woiwodschaft. Die Lokalzeitung hat ein Extrablatt gedruckt. Besuch in der winzigen ehemaligen Wohnung meiner Eltern. Nachgehen von kindlichen Wegen. Lücken zwischen alten Häusern, hier und da aufgefüllt durch neue Plattenbauten. Aber der Verlauf der Straßen und Wege ist unverändert und erleichtert die Suche nach Objekten der Erinnerung: die Brücke über den Bober, der Hochwassersteg, der kleine Park an der Sprotte, das Schwimmbad.

Und immer ist eine Menschentraube dabei. Jeder Schritt, jede Geste, jedes Wort wird mit offener Neugier und verhaltener Sympathie verfolgt. Was bin ich für diese Menschen? Der Präsident des Europäischen Parlaments? Ein Alt-Sprottauener unter Szprotawer Neubürgern, die in dieser Stadt auch längst alt geworden sind? Ein Deutscher unter Polen? Ein Europäer unter Europäern? Einer der ihnen, weil die Stadt, aus der er stammt, doch zu dem Europa gehört, auf das sie ihre Hoffnung setzen?

Als die Truppen Nazideutschlands Polen überfielen, schoben sie eine Welle von flüchtenden, verzweifelten, angsterfüllten polnischen Menschen vor sich her und machten den Weg frei für das Brennen und Morden, das Rauben und Vernichten der deutschen Besatzer. Fünf Jahre später kehrte der Krieg zu denen zurück, die ihn begonnen und der nationalsozialistischen Barbarei nicht widerstanden hatten. Nun eilten Millionen Flüchtlinge, deutsche diesmal, den geschlagen zurückflutenden deutschen Soldaten voraus, hinter denen der Weg frei wurde für Vertreibung und Vergeltung.

In einer Februarnacht 1945 verließ ich als sechsjähriger Junge mit Mutter, Geschwistern und Großeltern die Stadt. Vor einen Handwagen gespannt, in einen Güterwaggon gepfercht, die Geräusche der nahenden Front im Ohr, die Furcht vor den Grausamkeiten »des Russen« im Nacken, hatten wir wie viele andere nur das Ziel vor Augen, uns selbst und ein paar Habseligkeiten in eine Sicherheit zu bringen, von der niemand wusste, wann und wo sie zu finden sein würde.

Heute ein festliches Abschiedsessen in einem teilrestaurierten Schloss

wenige Kilometer von Szprotawa entfernt. Albrecht Wallenstein, Herzog von Friedland und kaiserlicher Generalissimus im Dreißigjährigen Krieg, ließ es erbauen. Nach ihm kam es in die Hände kurländischer, deutscher, österreichischer Adelsfamilien mit ihren polnischen und russischen Verwandtschaften. Zeitweise avancierte es zu einem bescheidenen kulturellen Zentrum und sank dann wieder in provinzielle Abgeschiedenheit.

Schließlich gelangte es auf eine Weise, die sich mir auch nach Erläuterungen nicht erschließt, in den Besitz der Französischen Republik. Das hat nach 1945 die völlige Zerstörung verhindert und die Reparatur der Schäden verzögert. Heute ist es eine polnische Bildungs- und Ausbildungsstätte bescheidenen Zuschnitts. Kein Ort, bloß eine Örtlichkeit einer wechselhaften, komplizierten, verworrenen Geschichte, der europäischen eben, verstörend und verbindend.

Nach den Tischreden, die Vergangenes nicht aussparen, aber Künftiges hervorheben, erzählt mir die Gattin des Woiwoden, wie sie vor fünfzig Jahren, von den neuen Herren aus Litauen vertrieben, im schlesischen Grünberg, das heute Zielona Gora ist, ankam, die Schrecken des Krieges hinter sich, die Angst vor dem fremden Land vor sich, mit keinem anderen Ziel, als sich selbst und ein paar Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen – gleich mir ein winziges Partikel in den ungeheuren Strömen entwurzelter Menschen, die im Krieg und als Folge des Krieges überall in Europa umhergetrieben wurden. Europäische Gemeinsamkeiten in einem Jahrhundert, das zu Ende ist.

Am Tag nach meiner Wahl zum Präsidenten des Europäischen Parlaments hatte mich der Bürgermeister Franciszek Sitko zu einem Besuch meiner Geburtsstadt eingeladen. Er und die ganze Stadt Szprotawa seien stolz darauf, dass ein Sprottauer Bürger zum Präsidenten des Europäischen Parlaments gewählt worden ist. Das Bekenntnis einer polnischen Stadt zu ihrer deutschen Vergangenheit, die jahrzehntelang verschwiegen oder gelehnet worden war, zeugte von einem neuen Mut zur geschichtlichen Wahrheit. Er ist die Grundlage für Verstehen, Vertrauen und Versöhnung in Europa.

Fünf Jahre später, an einem strahlenden Pfingsttag des Jahres 2000, machte mich die Stadt Szprotawa zu ihrem Ehrenbürger. Tausend Jahre zuvor hatte der spätere polnische König Boleslaw Chrobry den römisch-deutschen Kaiser Otto III. an einer Furt durch den Bober auf dem Gebiet der späteren Stadt Sprottau empfangen, um ihn von dort zum Kloster Gnesen zu geleiten. Ich durfte ein Denkmal für die beiden Herrscher ent-

hüllen. Szprotawas Bürger feierten den Tag mit einem Umzug lebender Geschichtsbilder. Wäre Klio dabei gewesen, hätte sie mir zugezwinkert.

Das Europa meiner Kindheit war in Bewegung. In meinen frühen Erinnerungen rasten auf dem Platz vor dem Haus meiner Großeltern Menschen, Pferde, Planwagen, die ersten Flüchtlingstrecks aus dem Osten. Durch die Straßen ziehen, zu Fuß oder auf Militärfahrzeugen, Soldaten in grau-weißen Mänteln.

Dann wir selbst, auf überfüllten Bahnsteigen hockend, um Plätze in vollgestopften Zügen kämpfend. Frauen, Kinder, alte Männer mit Handwagen und Kinderwagen durch zerstörte Städte irrend. Flüchtende, Deportierte, Evakuierte, Entwurzelte, Heimkehrende und Suchende – millionenfach in ganz Europa. Nach drei Wochen, quer durch das zusammenbrechende Reich ziehend, erreichte die Familie Flensburg. Wir brachten nur das mit, was wir am Leibe trugen oder auf dem kleinen Handkarren mitschleppten.

Meine Mutter hat die Flucht mit mir und meinen jüngeren Geschwistern, einer Schwester und einem Bruder, den Großeltern sowie einer Schwägerin und ihren zwei Kindern ins ferne Flensburg bewältigt. Sie hat uns beschützt, versorgt und getröstet. Nicht gewohnt zu fragen und ohne Zeit zum Klagen, hat sie wie damals Millionen Frauen in Deutschland und Europa dafür gesorgt, dass es weiterging. Sie hat sich bei Bauern als Schneiderin verdingt, buchstäblich »für'n Appel und'n Ei«, und später als Verkäuferin in einem Flensburger Textilgeschäft die Familie miternährt. Ich habe sie manchmal am Ende ihrer Kräfte, aber nie mutlos gesehen.

Mein Vater hatte den Krieg als »Gefreiter im Osten« vom Anfang bis zum Ende mitgemacht. Im Juli 1945 kehrte er, durch eine schwere Verwundung behindert, zurück. Als er eines Mittags in der Tür stand und meine Mutter und uns Kinder umarmte, wusste ich nicht, wer das war. Wenige Tage danach ging er los, suchte und fand Arbeit auf der Flensburger Werft und blieb Werftarbeiter bis zur Rente.

Er war ein einfacher Mann mit festen Ansichten über das, was »man tut« und was »man nicht tut«. Aus Veranlagung oder durch Kriegserlebnisse verschlossen bis zur Unzugänglichkeit, war er zugleich von anrührender Bescheidenheit und Bedürfnislosigkeit. Politik interessierte ihn, aber politische Ansichten äußerte er nicht. »Wir sind betrogen worden« war die Schlussfolgerung, die er aus der Nazizeit und dem Krieg zog. Den Weg sei-

nes ältesten Sohnes in die Politik hat er mit Aufmerksamkeit und Zustimmung verfolgt, zuletzt wohl auch mit verhaltenem Stolz. Gesagt hat er's nie.

Die Kleinfamilie war zusammengeblieben, aber zwei Brüder meiner Mutter und zwei Brüder meines Vaters waren gefallen. Verharmlosendes oder Nostalgisches über den Krieg habe ich nie gehört. Über Ursachen und Schuld wurde nicht gesprochen. Er galt als ein fürchterliches Verhängnis, das die Großen dieser Welt über die Kleinen gebracht hatten. Wir gehörten zu denen, die es nun »ausbaden« mussten.

Bis in die fünfziger Jahre hinein herrschten Kargheit und Verzicht, im schlimmen Winter 1946/47 bis an die Grenze zur Not. Während der häufigen Stromsperrten hockten Vater und Mutter mit uns Kindern zusammen, bei lauwarmem Muckefuck im Schein einer selbstgebastelten leise zischelnden Karbidlampe. Die dumpf-stechende Geruchsmischung von Acetylen und Zichorie ist mir noch heute in der Nase. Wochenlang keine Kartoffel und kaum ein Brot. Morgens ein paar Haferflocken mit gewärmter Magermilch, mittags gekochte Steckrüben, natürlich ohne »Einlage«, abends rohe Steckrübenscheiben mit Marmelade bestrichen. Die Schulspeisung hielt uns Kinder über Wasser. Knapp blieb es auch, als die Zeit am Rande des Hungers vorüber war.

Im vom Bombenkrieg verschonten Flensburg waren wir in dem schuppenartigen Anbau hinter einem Mietshaus in der Friesischen Straße untergekommen: Eltern, Großeltern und die drei Kinder in zwei Zimmern. Ein winziger dritter Raum diente als Küche. Frisches Wasser wurde aus der Waschküche im Vorderhaus geholt, Schmutzwasser in einen Gully im Hof entsorgt. Jüngere werden meinen damals erworbenen Vorsprung im sparsamen Umgang mit der Ressource Wasser nicht mehr einholen.

Wir lebten beengt, aber nicht bedrückt. Auf dem Hof des Mietshauses fanden sich tagein, tagaus mehr als ein Dutzend Kinder ein. Spielen und Streiten, Kindergekreisch und Mietergeschimpf. Ich begab mich, dem Zuwachs an Lesefertigkeiten folgend, mehr und mehr in die Welt der Bücher. Ungeleitet und ungebremst las ich, was mir in die Hände fiel, die gängigen Jugend- und Abenteuerbücher, Zeitungen, Zeitschriften, Triviales wie Literarisches und immer wieder über Krieg und Politik.

Nach sieben Jahren zogen wir in eine jener Genossenschaftswohnungen, die in jener Zeit in allen westdeutschen Städten gebaut wurden. Sie war einfachst ausgestattet, hatte aber fließendes Wasser, ein kleines Bad und einen Gasherd. Der Standard war höher als der, den wir in Sprottau verlassen hatten. Wir wähten uns im »Luxus«. Das Kapitel »Rückkehr in

die Heimat« erledigte sich. Das »Wiederhabenwollen« reduzierte sich auf ein »Wiedersehenwollen«.

Die Schule hatten wir Kinder ernst zu nehmen. Das gehörte zu den Erziehungsgrundsätzen von Vater und Mutter. Lernen mussten wir freilich allein. Zu besonderen Leistungen wurden wir nicht getrieben. Der Besuch einer höheren Schule war familienfremd. Auf das Gymnasium geriet ich nicht auf eigenen Wunsch, schon gar nicht durch Druck meiner Eltern. In der sechsten Volksschulklasse bestimmte vielmehr eines Tages der Lehrer: »Der Junge muss auf die Oberschule!« Weil Lehrer eben Autoritäten aus dem Kreis der »besseren Leute« waren und ich die Aufnahmeprüfung bestand, ließen meine Eltern es geschehen.

Politisches hat mich fasziniert so weit ich zurückdenken kann. Die beginnende Einigung Europas mit Schumanplan, Montanunion, Römischen Verträgen, Europäischer Wirtschaftsgemeinschaft gehörte nicht dazu. Hätte man mich etwa im Abitur danach gefragt, wäre ich durchgefallen. Aber die großen Debatten der fünfziger Jahre im Bundestag verfolgte ich im Radio bis tief in die Nacht.

Besonders lebhaft ist mir die leidenschaftliche Auseinandersetzung im Januar 1958 im Gedächtnis. Es ging um die Stalinnoten von 1952 zur Wiedervereinigung und Neutralisierung Deutschlands. Wenn ich Adenauer hörte, gab ich ihm Recht, aber was Ollenhauer und nach ihm Dehler und schließlich Heinemann sagten, leuchtete mir auch ein. Damals glaubte ich an eine verpasste Gelegenheit für Deutschland.

Der große Metallarbeiterstreik 1956/57 in Schleswig-Holstein, bei dem es um die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall ging, auch die jugendliche Opposition gegen die »verknöcherte« Adenauer-Regierung und der im Gymnasium hin und wieder spürbare »Makel«, aus einem Arbeiterhaushalt zu kommen, lenkten mich in Richtung Sozialdemokratie. Mehr durch Milieu und Gefühl als durch Programme und Personen wurde ich Sozialdemokrat.

Grenzen

Flensburg 1995. Der rote Backsteinbau der Schule dominiert noch immer den Hügelzug im Osten der Stadt an der Förde. Treppen, Flure, Klassenräume scheinen geschrumpft, aber der Geruch, diese unverwechselbare Mischung aus Farbanstrich und Kreide, Reinigungsmitteln und Schüler-